

Tagebuch Exkursion Rumänien 25.05-31.05 2014

Alexandra Wedl, Folke Eikmeier

Tag I 25.05. Bukarest

Nachdem auch die letzten Nachzügler es um kurz nach 8 Uhr endlich zum Münchner Flughafen geschafft haben, kann die Reise beginnen. Der Flug vergeht bei Himbeer-Joghurt und Kaffee schnell. Schon im Landeanflug beginnen die ersten Observationen zur agrar-geschichtlichen Entwicklung Rumäniens: „Gab es hier nicht eine Verstaatlichung der Landwirtschaft? Also an Mecklenburg-Vorpommern erinnert mich diese Kleinstwirtschaft nicht!“

Von Livia, unserer Reisebegleiterin, werden wir schon am Flughafen erwartet und mit einem knallroten Bus fahren wir los ins Zentrum der rumänischen Hauptstadt, entlang auf der begrünten Einfallstraße.

Nach dem Einchecken im Hotel machen wir uns auf die Suche nach unserer ersten rumänischen Mahlzeit. Im nahen Hauptbahnhof „Gara de Nord“ finden wir diese in Form von kleinen Teigtaschen, die „Gogosi“ genannt werden.

Nach der Mittagspause geht es im Reisebus weiter zu einer Stadtrundfahrt: Palast der Republik, Muzeul Collectilor de Arta, Piata Unirii (Platz der Einheit) und Piata Victoriei (Platz des Sieges). Eine ausgiebige Fotopause gibt es am riesigen Parlamentspalast (nach 1989 inoffiziell umgetauft zu „Palast des Volkes“).

Bukarest ist eine Stadt zwischen Aufbau und Verfall. Modernste Wolkenkratzer („Natürlich gehören die den Banken.“) wechseln sich ab mit kommunistischen Plattenbauten in verschiedenen Stadien des Verfalls. Alte Häuser aus der Zeit der Monarchie wurden teilweise renoviert, teilweise dem Verfall preisgegeben. Später werden wir erfahren, dass die Eigentümer diese denkmalgeschützten Bauten nicht abreißen dürfen und Restaurierungen teuer sind. Daher warten sie einfach bis die Häuser so weit verfallen sind, dass sie aus Sicherheitsgründen abgerissen werden müssen und durch moderne Glas-und-Stahl-Konstruktionen ersetzt werden können.

Nach der Rundfahrt treffen wir den Architekten Catalin Berescu, einen Experten zur Baugeschichte von Bukarest. Sein Vortrag findet in einem alten Uni-Gebäude statt, vor dessen Eingang uns ein Schild vor seismischer Einsturzgefahr warnt („Wenn es ein Erdbeben gibt, rennt einfach um euer Leben,“ beruhigt uns der Historiker Bogdan Iancu.) Zusammen mit Iancu und dem niederländischen Anthropologen Ger Duijzings, der zurzeit in Bukarest forscht, erläutert uns Berescu die Geschichte der Stadt: „Bukarest wird manchmal ‚Paris des Ostens‘ genannt,“ erklärte er. „Doch ich bin ein Gegner dieser kulturellen Parodie – Wir sind ein kleines Istanbul!“

Eigentlich beschäftigt sich Berescu mit Lehmhütten, nach traditionellen Methoden selbst gebaute Häuschen aus Lehm und Holz. Sein letztes Buch („Shack and the City“) behandelt diese Wohnstätten der Landbevölkerung, oftmals Roma, die auf der Suche nach einem Auskommen in die großen Städte ziehen und dann in den improvisierten Hütten leben. Diese Siedlungen gäbe es in Bukarest, aber auch in vielen anderen großen Städten Europas.

Die rumänische Hauptstadt ist vergleichsweise jung, die älteste Kirche stammt aus den 1730er Jahren. In der kommunistischen Zeit wurde die Stadt einem groß angelegten Modernisierungsprogramm unterworfen, dem innerhalb kürzester Zeit hunderte Kirchen und historische Viertel zum Opfer fielen. Nach 1989 intensivierte die Zerstörung der alten Bausubstanz sich jedoch noch, da mit neuem Kapital viele alte Häuser einfach durch neue ersetzt wurden.

Da die Pläne zur Zentralisierung der Stadt noch aus der kommunistischen Zeit kommen, hätten die Straßenbaumaßnahmen in Bukarest einen politischen Aspekt, erläutert der Architekt. Besonders deutlich werde das am Beispiel der Hala Mataka, einer alten Markthalle die früher in der Nähe unseres Hotels stand und zugunsten eines neuen Boulevards im März 2013 abgerissen wurde. Für den Schutz dieser historischen Halle hätte sich zum ersten Mal eine Zivilbewegung organisiert, die zum besseren Umgang mit dem baulichen Erbgut der Stadt mahnte.

Berescu sieht die Organisation jedoch mit gemischten Gefühlen, speziell aufgrund ihrer Anti-Roma-Haltung. Denn oftmals lebten diese in den alten Gebäuden entlang des Boulevards. In den Alternativplänen für die Verwendung der Hala Mataka und der Umgebung kamen diese Menschen jedoch kaum vor. Stattdessen wurde vorgeschlagen, den Ort in ein Kulturzentrum und Paradies für Fahrradfahrer zu verwandeln. Eine der ersten Protestaktionen gegen den

Abriss war eine Gruppe, die Aquarelle der Hala Matake malte. „Das zeigt ein wenig, welche Leute dort protestierten“, so Berescu. „Die wurden schnell als Hipster bezeichnet.“

Schließlich wurde die Halle mitten in der Nacht abgerissen. Die Bewohner anderer Häuser wurden teils mitten im Winter zwangsumgesiedelt. Doch da diese Menschen hauptsächlich Roma waren, war der größte Skandal in der Gesellschaft die Zerstörung der historischen Halle.

Neben dem Konflikt zwischen Menschen mit einer westlich orientierten Lebensauffassung und den Bewohnern von verlassenen Gebäuden, erzählt uns Berescu auch über die Verkehrspolitik von Bukarest. Die Stadtverwaltung favorisiere noch immer das Auto gegenüber den anderen Verkehrsmitteln. Die neuen Boulevards dienen auch dazu, das Zentrum mit sogenannten „gated communities“ zu verbinden. Dort leben Menschen, die in die Peripherie gezogen sind, um der Hektik der Stadt zu entkommen, aber immer noch im Stadtzentrums arbeiten.

Beim folgenden Stadtrundgang klärt uns Architekt Berescu auch darüber auf, dass die Stadt nicht mehr so grün sei, wie sie einmal war. In den letzten 10 Jahren habe man mehr als eine Million Bäume gefällt: „Als ich jünger war, gab es überall Obstbäume.“

Tag II 26.05. Constanța – Sarichioi – Tulcea

Ausgeschlafen machen wir uns am nächsten Morgen auf den Weg nach Constanța ans Schwarze Meer. Während der Busfahrt durch die weite und fruchtbare Ebene der Dobrudscha fühlen sich manche fast an Norddeutschland erinnert: weites, plattes Land, Kuhherden und überraschend viele Windparks. Professor Buchenau erzählt uns währenddessen einiges zur Landwirtschaft in der Region: Da die Dobrudscha größtenteils aus Steppe besteht, benötigen die Landwirte modernste Technik und Bewässerungsanlagen. Links und rechts der Straße sehen wir, dass die südosteuropäische Landwirtschaft – zumindest hier – nicht im Geringsten rückständig ist: Die ehemals kommunistischen Kollektivbetriebe wurden erfolgreich in kapitalistische Großbetriebe umgewandelt.

Wir erreichen Constanța und können hinter den Häuserreihen endlich einen ersten Blick aufs Schwarze Meer erhaschen. Das Meer muss allerdings warten, da es zunächst für uns an die Ovidius Universität geht (Der römische Dichter wurde 8 n. Chr. nach Constanța (damals

Tomis) ins Exil verbannt.). Hier soll ein Gespräch mit Professor Emanuel Plopeanu, dem Dekan der historischen Fakultät, und einigen Studenten der Geschichte und Politikwissenschaft stattfinden. In einem topmodern ausgestatteten Hör- und Konferenzsaal sprechen wir über den Alltag von Studenten in Rumänien, Berufsperspektiven sowie die Unterschiede in unseren Universitätssystemen. Eine richtige Diskussion mit den rumänischen Studenten will nicht so recht aufkommen; dafür ist Elena, eine Studentin der Internationalen Beziehungen aus der Republik Moldau, besonders engagiert. Sie bietet uns spontan an, uns bei unserem Spaziergang durch Constanța zu begleiten.

Das Zentrum der Hafenstadt befindet sich in diesem Frühsommer im Umbau. Fast in jeder Straße treffen wir auf Bauarbeiter, Absperrungen und halbfertige Fassaden. Besonders an der Strandpromenade merkt man, dass das Stadtleben durch die zahlreichen Baustellen vorerst aus dem Zentrum verdrängt wurde. Elena zeigt uns einige der geschichtsträchtigen Bauten von Constanța, Rumäniens fünftgrößter Stadt, in der römisches, byzantinisches und osmanisches Erbe aufeinander treffen: Das leer stehende Jugendstil-Kasino aus der Zwischenkriegszeit, die Carol-I.-Moschee, sowie die Burgruine der römischen Festung.

Viele von uns wären gerne bis zum Abend am Schwarzen Meer geblieben, aber es ist Zeit sich auf den Weg zu machen zu unserer nächsten Station: Das Dorf Sarichioi, wo ein Teil der ostslawischen Minderheit des Donaudeltas – die Lipowaner – beheimatet ist.

Jedoch erreichen wir über eine halbe Stunde zu spät Sarichioi. Das hält unsere Gastgeber aber nicht davon ab, uns schon auf den Stufen vor dem frisch bezogenen Gemeindehaus zu erwarten und zu zeigen, was lipowanische Gastfreundschaft bedeutet: Mit einem traditionellen Lied empfängt uns der örtliche Chor, in festlicher Tracht gekleidet. Vasile Vasilewitsch Dolgin, der lokale Vertreter der Lipowaner, begrüßt Professor Buchenau herzlich mit *Gospodin Klaus* (dt. ‚Herr Klaus‘) und bittet uns ins Gemeindehaus, wo bereits mit Quark, Lauch oder Kraut gefüllte Piroggen, Kuchen und selbstgemachter Wein auf uns warten. Ein riesiger Flachbildfernseher an der Wand fällt uns gleich ins Auge – eine Spende der russischen Regierung, wie wir später erfahren. Da verwundert es nicht, dass der staatsnahe Sender „Rossija 24“ im Hintergrund flimmert.

Während wir uns hungrig über das Essen hermachen hält uns Dolgin auf Russisch einen kleinen Vortrag über die Lipowaner. Er zeichnet ein Bild, dass uns in den folgenden Tagen in ähnlicher Weise auch bei den anderen Minderheiten begegnen soll: Dolgin ist stolz auf die

Lipowaner und ihre Traditionen, vor allem aber auf die Tüchtigkeit seines Volkes. Die Lipowaner sind altgläubige orthodoxe Christen, die im 17. Jahrhundert Russland verließen – als Reaktion auf eine Glaubensreform unter Zar Alexei I – und sich vor allem in der Norddobrudscha ansiedelten. Trotz jahrhundertlanger Abgeschnittenheit von ihrer ursprünglichen Heimat haben die verbliebenen Lipowaner (ca. 100 000, davon rund 30.000 in Rumänien) Glaube, Kultur und die russische Sprache bewahrt. Neben ihren Traditionen leben die Lipowaner aber vor allem im Hier und Jetzt, betont Dolgin, der seit 40 Jahren als Rumänisch-Lehrer arbeitet. So hätten sie auch zu Zeiten des Sozialismus immer auf Rumänisch als Schulsprache bestanden, um weiterhin Perspektiven auf dem Arbeitsmarkt zu haben. Heute seien die Lipowaner als Arbeitsmigranten in ganz Europa begehrt.

Als wir auf die heutigen Beziehungen zu Russland und zur EU zu sprechen kommen, sagt Dolgin einen Satz, der uns während unserer Exkursion noch lange beschäftigen wird: „Die EU ist gut für den Geldbeutel, aber schlecht für die Seele.“ Während sich die Beziehung zur EU auf einige finanzielle Hilfen beschränke, seien die Kontakte zu Russland seit einigen Jahren nämlich außerordentlich gut: Lehrbücher, Exkursionen für die Jugend nach Russland und seit 2006 der offizielle Status als russische Diaspora gehörten zu den Vorteilen.

Im Anschluss an diese Diskussion, die uns doch etwas nachdenklich stimmt, führt uns Dolgin durch Sarichioi. Knapp 6.000 Einwohner hat das Dorf und wie Professor Buchenau uns bereits vorher erzählt hat, legen die Lipowaner tatsächlich größten Wert auf Ordentlichkeit in ihren Gärten und Häusern. Hinter der knallblauen Dorfkirche stehen am Ufer des Razim-Sees kleine Häuser auf Stelzen: Diese wurden für die alten Leute des Dorfes gebaut, die auf diese Weise direkt Sozialleistungen von der Kirche erhalten können – ein System der Sozialfürsorge, das die Lipowaner von den Kosaken übernommen haben.

Es ist schwierig, sich von Vasile Vasilewistch, wie er von allen nach kurzer Zeit nur noch genannt wird, und seinen faszinierenden Geschichten zu lösen, aber da uns noch die Fahrt nach Tulcea bevor steht, müssen wir uns verabschieden. Viele der Eindrücke beschäftigen uns noch anschließend im Bus – das negative Bild von der EU, eine scheinbare Wertekluft, die uns so nicht bewusst war, aber auch die unglaubliche Herzlichkeit der Lipowaner – bis wir schließlich am Abend die Stadt Tulcea erreichen, das Tor zum Donaudelta.

Tag III 27.05. Tulcea – Mila 23 - Donaudelta

Dichter Nebel liegt am nächsten Morgen über dem Hafen von Tulcea und so müssen wir erst eine halbe Stunde an Bord des Schiffes “Camena” warten, ehe wir ins angrenzende Delta aufbrechen können. Wir passieren zuerst die stolze rumänischen Donaumarine und einige Touristenschiffe, ehe wir auf dem mittleren Donau-Arm, dem Salina-Arm, ins eigentliche Delta fahren.

Viel Müll schwimmt im braunen Wasser, Zeugen des Hochwassers in Bosnien und Serbien. Wir kommen am Dorf Partizani vorbei, dort liegen einige Häuser nur noch wenige Zentimeter über dem Wasserspiegel. Das Dorf ist vergleichsweise neu, erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts siedelten sich Menschen im Delta an, als Arbeiter bei der Schiffbarmachung des Salina-Arms durch die Donaukommission.

Das kommunistische Regime versuchte dann ab den 1960er Jahren das Delta landwirtschaftlich nutzbar zu machen und ließ große Teile des Feuchtgebiets trocken legen. Heute wird dies als ökologische Sünde betrachtet, aber unser Guide Petru Arstileanu erklärt, dass die Aktivitäten damals logisch erschienen. Die Führung meinte, dass man entweder Nahrungsmittel importieren oder das eigene Land nutzen könne. „Aber sie fanden schnell heraus, dass es nicht so ging wie gedacht – die Natur meldete sich zurück,“ so Arstileanu. Er ist eigentlich studierter Psychologe. 1978 kam er aus dem nordwestrumänischen Cluj nach Tulcea und arbeitet seitdem für das Biosphären-Reservat. Er und seine Kollegen versuchen, das Delta zu erhalten, indem sie Schutzzonen einrichten, die nicht betreten werden dürfen.

Aber Arstileanu glaubt, dass Versuche sinnlos wären, die Menschen gänzlich aus dem Delta zu verbannen, an so ein Verbot würde sich niemand halten. Es gelte also ein Gleichgewicht zu finden zwischen Tourismus, Fischfang, Landwirtschaft, Transport und dem Erhalt des einzigartigen Artenreichtums. Über 15.000 Menschen würden im Delta leben, erklärt Arstileanu. „Im letzten Jahr hatten wir 100.000 Besucher – und alle wollen Fisch essen.“ Auswirkungen seien somit unvermeidbar. So gesehen müssen wir uns fragen, welche Folgen unser eigener Besuch im Delta eigentlich hat. Denn auch wir essen während des Mittagessens auf dem Schiff natürlich reichlich Fisch.

Wir legen im Lipowaner-Dorf Mila 23 an. Der Name beruht auf der Entfernung von der Donaumündung bis zum Ort. Dort sehen wir endlich einen der seltenen, aber berühmten Pelikane aus der Nähe. Diese Vögel sind die einzigen ihrer Art in Europa. Und auch die

Bewohner des Dorfes werden immer weniger, nur noch 420-450 Leute leben das ganze Jahr über hier, erzählt uns die ehemalige Lehrerin Aurika Markov. Im Delta gibt es zu wenig Arbeit, nur im Sommer und Herbst kämen Touristen aus ganz Rumänien, um das Delta zu besichtigen und um zu angeln. Aber als selbstständige Fischer hätten die jungen Leute keine Zukunft und viele emigrieren in die großen Städte oder gleich ins Ausland. So lebt Markov's Tochter in Spanien, in ihrem großen Wohnzimmer stehen Fotos der Familie im Fußballstadion von Real Madrid.

Das Leben hier ist hart. Im Winter ist das Dorf zwei Monate lang von der Außenwelt abgeschnitten und selbst im Sommer bräuchte der Notarzt je nach Wasserstand ein bis vier Stunden ins Dorf. Immerhin funktionieren die Strom- und Wasserversorgung einwandfrei und sogar die Internetverbindung sei auf dem neuesten Stand. Kontakte nach Russland, wie in Sarichoi, gibt es nicht in Mila 23. Auch die EU scheint, hier mitten im Delta, weit weg. Keiner der Bewohner habe es geschafft Geld aus den EU-Fonds zu bekommen. Die Chancen, hier im Dorf weiter zu leben, hat die EU nicht verbessert.

Auf immer engeren Wasserläufen fahren wir nach dem Mittagessen ins Donau-Delta hinein. Zum Glück gibt es fast keine berühmt-berüchtigten Mücken, dafür aber auch wenige Wildvögel außer einigen gelegentlich auftauchenden Reiher. Arstileanu erklärt uns, dass es für Tiere zu heiß sei und sie sich tagsüber verstecken. Platz genug gibt es, endlos strecken sich Schilffelder auf beiden Seiten des Flusses dem Horizont entgegen.

Als der Fluss einen überfluteten Wald passiert sehen wir drei Männer in einem großen Fischerboot, die, hastig eine riesige Reuse im Wasser versenken, als wir näher kommen. Dann fahren sie ein wenig ins Gebüsch und schauen uns unschuldig nach. „Das ist total illegal“, schimpft Arstileanu, „die Fischsaison start erst in drei Tagen!“ Mit Blick auf den 100 PS-starken Außenbordmotor der drei Wilderer, fügt er hinzu: „Das ist professionelles Equipment, kein lokaler Fischer könnte sich das leisten. Zwar gäbe es sechst verschiedene Arten von Polizei im Delta, von lokalen Beamten bis zum Grenzschutz, aber es seien viel zu wenige um das riesige Gebiet effektiv zu überwachen.“

Mittlerweile sind wir nahe an der Rumänisch-ukrainischen Staatsgrenze angekommen. Die Hälfte der Gruppe steigt in kleinere Boote um, die wir die ganze Zeit hinter der „Camena“ hergezogen haben. Auf noch kleinere Wasserläufe fahren wir in diesen Booten, vorbei an überfluteten Hütten und hinaus auf einen großen See. Hier sehen wir kleine Reiher reglos auf

Plastikflaschen sitzen und auf Beute warten. Eine Wasserschlange flüchtet vor uns, aber eine Wasserschildkröte ist für den Steuermann nicht schnell genug und wird auf eine Spritztour mitgenommen. Auf einmal rufen sich die beiden Steuermänner zu: „Pelicani, Pelicani!“ Und weit entfernt am Himmel sehen wir drei riesige Gestalten. Wegen der großen Entfernung sind wir uns aber nicht sicher, ob es nicht doch normale Schwäne sind.

Währenddessen fährt die andere Gruppe mit dem großen Schiff auf den nördlichen Chilia-Arm hinaus, dessen Mitte die Grenze zur Ukraine bildet. Riesige Lastkähne rosten auf der ukrainischen Seite des Flusses vor sich hin. Sie sind Überbleibsel des noch während des Kommunismus herrschenden regen Verkehrs auf der Donau, der aber seitdem zum Erliegen gekommen ist. In der Ferne sehen wir schon die ukrainische Hafenstadt Ismajil liegen und unsere Handys begrüßen uns im ukrainischen Mobilfunknetz. Näher werden wir der Ukraine während dieser Exkursion nicht kommen.

Nachdem wir es alle mehr oder weniger trocken zurück an Bord geschafft haben, tuckern wir zurück Richtung Tulcea. Als Schilf und Wald wieder durch Polder und die ersten Gebäude ersetzt werden, fühlen wir uns ein wenig, als ob wir von einem fremden Wasserplaneten wieder in die Zivilisation zurückkehren. Artiselanu hat wahrscheinlich recht wenn er sagt, dass die vielen Touristen hierher kämen, um sich die Natur anzusehen, die es in ihren Heimatländern nicht mehr gibt: „Ihr habt zwar euer Land entwickelt, aber dabei eure Natur verloren. Wir hingegen haben nicht so viel entwickelt, aber das Delta behalten.“ Trotzdem sieht er Tourismus als die beste Art und Weise, Menschen zur Ökologie zu erziehen.

Die Sonne geht schon unter, als wir im Hafen von Tulcea wieder an Land gehen.

Während des Abendessens im Hotel besucht uns Richard Wagner. Der Ingenieur mit dem einprägsamen Namen gehört zur deutschen Minderheit in Rumänien, kommt ursprünglich aus Siebenbürgen, lebt aber schon lange in Tulcea. Er erzählt uns, dass im deutschen Verein von Tulcea nur noch sehr wenige Mitglieder Teil der deutschen Minderheit in der Dobrudscha wären. Die meisten Deutschen verließen während und nach dem Kommunismus Rumänien und kehrten nie zurück. Doch auch in seiner Heimat stehe die deutsche Minderheit vor dem Aus. Ein Klassenjubiläum seiner Schule findet so in diesem Jahr in Dresden statt, da die meisten seiner ehemaligen Klassenkameraden mittlerweile in Deutschland leben.

Tag IV 28.05. Tulcea – Brăila - Galați

Am Vormittag teilt sich unsere Gruppe: Einige gehen mit Professor Brunnbauer ins Aquarium von Tulcea, das eine Sammlung von über 50 einheimischen Fischarten aus dem Donaudelta und dem Schwarzen Meer enthält. Der Rest geht mit Professor Buchenau in die Azizye-Moschee, um mehr über die muslimische Minderheit in der Dobrudscha zu erfahren. Für einige von uns ist es der erste Besuch in einer Moschee dementsprechend sind wir auf den Imam gespannt. Nachdem wir die Schuhe ausgezogen haben, begrüßt uns Nuredin Amdi und fordert uns sogleich auf, Fragen zu stellen. Etwa 70.000 Türken und Tartaren leben ihm zufolge heute noch in Rumänien, der Großteil in der nördlichen Dobrudscha, wo ihre Siedlungsgeschichte bereits im 14. Jahrhundert unter osmanischer Herrschaft begann. Nuredim Amdi sagt er selbst stamme, wie die meisten Tartaren, von Krimtartaren ab.

Es ist interessant, wie sehr die Erzählungen über die Türken und Tartaren denen der Lipowaner gleichen: Der Imam ist stolz auf die Arbeitskraft seines Volkes, das besonders in technischen Berufen hoch angesehen und gefragt sei. Probleme wegen ihres Minderheitenstatus habe es nie gegeben, selbst während des Sozialismus nicht: „In Rumänien erleben wir eine Toleranz wie es sie selten auf der Welt gibt“.

Wir verlassen den Imam mit positiven Eindrücken, von seiner Offenheit, seinem Humor sowie seiner echten Freude darüber, dass eine Studentin aus dem mehrheitlich muslimischen Albanien unter uns ist. Im Vorgarten der Moschee sprechen wir mit Professor Buchenau darüber, ob Rumänien tatsächlich das Paradies für Minderheiten ist – oder uns alles in einem positiven Licht präsentiert wird? (siehe Artikel von Darija Fabijanic und Sarah Grandke: *Rumänien ein tolerantes Land? - Rumäniens Minderheitenpolitik seit 1878*)

Nächstes Ziel ist das Kloster Cocoș, das sich malerisch in die Dobrudscha-Landschaft einfügt, am Fuß des Măcin-Gebirges. Die Gründer des Klosters – drei Siebenbürger Orthodoxe – ließen sich bei der Namensgebung vom Dealul Cocoșului, dem ‚Hahnenberg‘, inspirieren, wo nachts angeblich der Ruf eines Hahns zu hören ist.

Der Mönch Atanasie begrüßt uns mit breitem Lachen und führt uns durchs Kloster. 25 Mönche leben hier und betreiben nebenbei eine Landwirtschaft mit Viehzucht. Atanasie zeigt uns die vier Reliquien, das Heiligtum des Klosters, die 1971 in einem der ältesten Gräber Südosteuropas freigelegt wurden. Auch Atanasie ist überzeugt von der einzigartigen Toleranz der Dobrudscha: Hier sei die orthodoxe Kirche ein Beispiel für die Ökumene, die Kirche sei

offen für alle. Wir lassen uns noch zu einem Spaziergang auf den Hahnenberg überreden, von dem man einen wunderschönen Blick über das Măcin-Gebirge hat. Zu dem Kreuz, auf das mit Kaugummis zahlreiche Geldmünzen geklebt wurden, macht Atanasie eine verächtliche Handbewegung: „Aberglauben“. Auf dem Rückweg müssen wir dann noch über eine „Hanfplantage“ im Klostergarten schmunzeln, wobei es sich natürlich um wild wachsende Pflanzen handelt.

Im Klostershop erwerben einige noch Rotwein aus Eigenherstellung, bevor wir weiterfahren in die Stadt Brăila. Auf der Fahrt stoßen wir auf ein unerwartetes Hindernis: Weil die Donau zu viel Wasser führt, ist der Fähranleger überflutet - und auf dem gesamten Territorium Rumäniens existieren nur zwei Brücken über den Fluß, keine befindet sich in Reichweite. Also müssen wir einen Umweg über Galați machen, wo der Fähranleger gerade noch so befahrbar ist. Nur noch über Holzplanken sind die Fähren trockenen Fußes erreichbar, Autos und LKWs müssen sich bereits durch Wassermassen quälen. Schließlich erreichen wir nach langer Warte- und Fahrzeit doch noch Brăila, um dort auf eigene Faust die Stadt zu erkunden. Die 180.000-Einwohner-Stadt war früher ein wichtiges urbanes Zentrum Rumäniens, was sich in der ersten Straßenbahn des Landes aus dem Jahr 1897 manifestierte. Wir entscheiden uns aber während unseres Stadtspazierganges auf den Spuren der bulgarischen Diaspora zu wandeln. Denn im 19. Jahrhundert entwickelten bulgarische Intellektuelle in Brăila die Staatsidee weiter. Überbleibsel davon finden wir in Form einer bulgarisch-orthodoxen Kirche und dem Denkmal des Dichters Christo Botev, dem bulgarischen Nationaldichter. Ein Mann ruft uns freudig ‚Bulgaria!‘ entgegen, als wir vor dem Denkmal für Botevs Haus stehen, und schüttelt uns die Hände. Leider können wir auf sein rumänisch-bulgarisches Sprachengewirr nicht viel erwidern.

Unsere letzte Etappe und gleichzeitiges Ziel des Tages ist Galați, bedeutendster Binnenhafen des Landes nahe der Grenze zur Republik Moldau und der Ukraine. Die Peripherie ist geprägt von Schwerindustrie, so fahren wir an zahlreichen Stahlwerken und Fabriken vorbei. Vor dem Abendessen unternehmen wir noch einen Stadtspaziergang mit Dr. Silviu Lupascu, Professor für Vor- und Frühgeschichte, sowie den rumänischen Studenten Christian und Maria. Lupascu erläutert uns zahlreiche Fakten zur Geschichte der Daker und Römer in Galați. Wie bereits in Constanța und zahlreichen anderen rumänischen Städten steht auch hier ein Denkmal von Romulus und Remus, die als Kinder von einer Wölfin gesäugt werden – Rumäniens Bekenntnis zu seinem römischen Erbe. Am Abend trifft sich der Großteil der Gruppe mit den

beiden rumänischen Studenten noch am Donauufer. Unser kleiner Umtrunk wird schließlich durch vier Polizisten beendet, die uns bitten zu gehen. Wir lernen: Auch in Rumänien ist das Trinken alkoholischer Getränke in der Öffentlichkeit untersagt.

Tag V 29.05.14 Comrat – Taraclia

Auf dem Weg zur Grenze der Republik Moldau werden die Häuser in den Dörfern, die sich ewig an der Straße entlang schlängeln, immer ärmlicher. Wir sind jetzt ganz am Rande der EU angekommen. Bei der Stadt Oancea passieren wir nach einigem Warten die rumänische Grenze und überqueren den Grenzfluss Pruth. An der moldauischen Grenze warten wir dann noch mal eine Stunde, dafür gibt es hier, mitten im Nirgendwo, freies WLAN über das wir schnell nach Hause schreiben und ein paar Fotos hochladen können. Deutsche Städte, Flughäfen oder Bahnhöfe könnten von diesem kleinen moldauischen Grenzposten in Sachen Internet noch viel lernen.

Viele von uns erfahren in Moldau zum ersten Mal, was eine schlechte Straße ist. Mehr schaukelnd als fahrend durchqueren wir die erste Stadt: Cahul. Man merkt sofort die Unterschiede zu Rumänien: Viele Schilder sind auf Russisch und damit in kyrillischen Buchstaben geschrieben. Auf einem Markt verkaufen Frauen selbst angebautes Gemüse. Ein T-34-Panzer-Denkmal mit den Ziffern 1941-1945 erinnert an den sowjetischen Sieg gegen die Deutschen.

Es scheint zumindest in diesem Teil der Republik Moldau viel weniger Menschen zu geben als in den rumänischen Gebieten, die wir schon besucht haben. Wir sehen nur wenige Dörfer zwischen den schönen grünen Hügeln, die fast ausschließlich mit endlosen Weinbergen bedeckt sind. Auch große Weizenfelder gibt es, auf denen rote Mohnblumen blühen. Mit EU-Geldern gesponserte Windturbinen wie in der Dobrudscha gibt es hier nicht. Professor Buchenau erzählt, dass die Straßenführung und die Bäume am Wegesrand klar den russischen Einfluss auf die Infrastruktur verraten. Von 1812 bis 1917 war die Moldau Teil des Russischen Reiches, nach dem Zweiten Weltkrieg Teil der Sowjetunion.

Endlich erreichen wir Comrat, die Hauptstadt der Autonomen Region Gagausien. Die Gagausen sind ein Turkvolk, das irgendwann in seiner Geschichte den christlich orthodoxen Glauben angenommen hat. Seit dem Zerfall der Sowjetunion besinnen die Gagausen sich auf

ihre ethnische Besonderheit und pflegen daher ihre Sprache und Kontakte zur verwandten Türkei. Wie wir während unseres Besuches aber feststellen können, wird im Alltag auf der Straße hauptsächlich Russisch gesprochen.

Vor dem Regierungsgebäude steht eine Leninstatue. Alle Schilder an diesem Gebäude sind in drei Sprachen: auf Rumänisch, Türkisch und Russisch. Hier wollen wir Michail Makarowitsch Formusal treffen, den Baschkan (Gagausisch für „Staatsoberhaupt“) der Gagausen. Er lässt uns, seinem Status entsprechend, allerdings erst einmal einige Zeit warten, in der wir den schönen großen Konferenzsaal mit den Fahnen der Republik Moldau und Gagausiens bewundern.

Als der Baschkan dann endlich kommt, entwickelt sich schnell eine Diskussion, die von Prof. Buchenau gedolmetscht wird. Formusal beginnt, indem er uns die Geschichte der Gagausen erzählt. Schnell geht es aber um modernere Themen, wie die Annäherungspolitik der moldauischen Regierung in Chisinau an die EU. Diese gefällt ihm gar nicht, denn sie verärgere Russland, und wie der Rest der Moldau sei seine Region völlig auf Agrarexporte dorthin angewiesen: „Im letzten Jahr hat die Republik Moldau 178 Tonnen Äpfel an die EU geliefert, Russland hat aber 150.000 Tonnen Äpfel abgenommen.“ Auch dass das billige Gas aus Russland weiter fließt ist für ihn wichtig, denn ein Rentner in der Moldau bekommt gerade einmal 60 Euro im Monat.

Wie schon bei den Lipowanern im Donaudelta ist auch bei den Gagausen die Migration ein wichtiges Thema. Dem Baschkan zufolge arbeiten 33.400 Gagausen in der Heimat und 25.000 im Ausland. Anstatt in die EU, gehen die Männer von hier aber oft nach Russland, um dort auf Baustellen zu arbeiten. Die Frauen gehen hauptsächlich in die Türkei und arbeiten dort als Haushaltshilfen oder Verkäuferinnen.

Auch zum Thema europäische Werte unterhalten wir uns. Formusal sagt, dass er nicht wisse, wie er seinem Sohn erklären soll, warum eine Frau mit Bart beim Eurovision Songcontest gewonnen hat. An Europa mag er den Kampf gegen die Korruption und die guten Straßen, aber er fragt uns, warum es bei uns ein Gesetz geben muss, das Kinder zur Fürsorge für ihre Eltern verpflichtet. Bei den Gagausen wäre das Tradition.

Am Ende des Gespräches bekommen wir alle einen von gagauischen Kindern gemalten Kalender geschenkt und erkunden anschließend Comrat zu. Die von der Türkei bezahlte

Universität sieht neu, aber ein wenig verlassen aus. Voller ist es dagegen in einem Geschäft wo wir sehr günstigen moldauischen Wein und Cognac als Präsente für Zuhause erwerben.

Auf dem Rückweg machen wir noch kurz Halt in der Stadt Taraclia, in der mehrheitlich ethnische Bulgaren leben. Doch auch hier scheint Russisch die wichtigste Sprache zu sein. Immerhin gibt es ein Denkmal für den bulgarischen Nationalrevolutionär und Politiker Olimpij Panow. Da wir nur kurze Zeit in Taraclia Halt machen und keine Ansprechpartner haben, gelingt es uns nicht, mit den Bewohnern über ihre Existenz als Bulgaren in der Republik Moldau zu reden. Interessant wäre etwa die Beziehung zur bulgarischen Regierung, die 2004 den Bau einer staatlichen Universität in Taraclia mitfinanziert hat.

Schaukelnd geht es dann wieder zurück nach Rumänien. Es ist schon fast dunkel als wir wieder an der Grenze ankommen. Ohne ersichtlichen Grund lassen sich die rumänischen Grenzer fast eine Stunde Zeit, bis sie sich aufrufen können unsere Pässe anzusehen. Doch als auch diese Hürde genommen ist sind wir rechtzeitig für ein spätes Abendessen wieder zurück im Hotel in Galați.

Tag VI 30.05. Galați – Bukarest

Wir machen uns am Morgen zu Fuß auf den Weg zur Erzdiözese Untere Donau, wo wir einen Termin mit dem Erzbischof haben. Ein Begrüßungskomitee erwartet uns bereits vor der Kirche des Heiligen Andreas. Es besteht aus mehreren Geistlichen und einem Fernsteam von Trinitas TV, das unseren gesamten Besuch filmt [<http://trinitastv.ro/stiri-video/delegatie-germana-la-dunarea-de-jos-47452>]. Generell wirken die Geistlichen im Erzbistum, das unter anderem Galați und Brăila umfasst, relativ modern und aufgeschlossen. Wir werden in einen Konferenzsaal geleitet, wo wir auf Erzbischof Cassian treffen sollen – keiner ist sicher, wie sich das Gespräch mit einem orthodoxen Erzbischof gestalten wird, selbst Professor Buchenau nicht.

Cassian betritt den Raum mit energischem Schritt und fordert uns erst einmal auf, uns zu erheben und das Vater Unser zu sprechen. Das führt bei einigen in der Gruppe zu einem verlegten gesenkten Blick auf die eigenen Füße. Cassian macht einen Respekt einflößenden Eindruck; gleichzeitig spricht er aber überraschend offen. Er schätzt es hoch, dass uns unsere Exkursion ins Donaudelta führt, lobt uns für unsere Fragen und betont immer wieder, wie

wichtig die Partnerschaft mit Deutschland ist, gerade mit Regensburg, das mit Tulcea durch die Donau verbunden ist. Cassian spricht nicht nur über die Bedeutung der Orthodoxen Kirche in Rumänien, sondern erzählt auch Persönliches, z.B. was es bedeutete, während des kommunistischen Regimes eine theologische Karriere einzuschlagen und von der Gesellschaft komplett abgetrennt zu leben.

Natürlich kommen wir abermals auf das Thema Werte und die EU zu sprechen. Die orthodoxe Kirche werde immer für die traditionelle Familie kämpfen. Gleichzeitig betont Pater Cassian: „Wenn die EU sich für Menschenrechte und ökonomischen Fortschritt einsetzt, dann ist sie eine gute Union.“

Während Professor Buchenau noch interviewt wird, unterhalten wir uns bei Tee und Keksen über das Gespräch. Die meisten sind überrascht, wie die Geistlichen im Erzbistum auch außerhalb der kirchlichen Sphäre denken.

Inzwischen hat es stark zu regnen begonnen, und während der Weiterfahrt Richtung Bukarest verkündet Professor Buchenau die Hiobsbotschaft: Unser nächster Programmpunkt – die Schlammvulkane von Buzau – muss ausfallen, da man durch die Regenfälle die Vulkane nicht mehr vom Schlamm unterscheiden könne. Statt dem Naturschauspiel besuchen wir so kurzerhand das Schloss Mogoșoaia, nur wenige Kilometer von Bukarest gelegen am Ufer des gleichnamigen Sees. Unsere Reiseleiterin Livia erzählt uns, dass es vom walachischen Fürsten Constantin Brâncoveanu im für ihn typischen Brâncoveanu-Baustil errichtet wurde. Auch in der Architektur zeigt sich die für Rumänien typische Eigenschaft, das Eigene zwischen den verschiedenen Reichen und Fremdherrschaften zu entwickeln.

Eine ehemalige Attraktion des Schlosses Mogoșoaia bekommen wir allerdings nicht mehr zu Gesicht: Früher lagen in einer entlegenen Ecke des Schlossparks mehrere Lenin-Statuen, die dort nach 1989 entsorgt wurden. Diese wurden laut Auskunft eines Museumsangestellten mittlerweile „von Putin“ nach Russland „zurückgeholt“.

Tag VII 31.05. Bukarest

Schon früh am Morgen unseres letzten Tages in Rumänien machen sich einige Studenten auf, den Obst- und Gemüsemarkt in der Nähe des Hotels zu erkunden. Er ist in einer neuen, modernen Halle untergebracht und hat die Funktion des Hala Matake Marktes übernommen

[Link zu Tag 1!]. Frische Erdbeeren, Kirschen, Tomaten, Gurken und anderes lokales Gemüse und Obst wird hier angeboten, so dass wir die Neigung bekommen, uns groß einzudecken, was wir aber in Hinsicht auf den baldigen Rückflug unterlassen.

Es regnet leicht, als wir beim „Nationalen Dimitrie Gusti Dorfmuseum“, dem größten Freilichtmuseum Rumäniens, ankommen. (siehe Artikel von Britta Treitinger: *Das Dorfmuseum*) Hier begrüßt uns der Anthropologe Dr. Stefan Dorondel um uns eine Tour durch das Museum zu geben. Aus den vier Landesteilen, Transsylvanien, Moldau, Walachei und Dobrudscha, wurden Bauernhäuser, Kirchen und Wirtschaftsgebäude abgebaut und hier wiedererrichtet. Die meisten Gebäude stammen vom Ende des 19. Jahrhunderts und wurden entweder in den 30er Jahren oder ab den 50er Jahren hierher gebracht.

Dorondel erklärt uns, dass der namensgebende Dimitrie Gusti ein Soziologe war, der ab den 1920ern das Leben der rumänischen Landbevölkerung untersuchte. Außerdem versuchte er mit einem Team aus 60 Forschern das Leben der Bauern zu verbessern, indem diese über Hygiene und Kindererziehung belehrt wurden. Wie in der damaligen Zeit üblich, sahen die Denker in den Bauern mit ihren Traditionen die wahren Träger der rumänischen Nation. Um eine Repräsentation dieser Nationsträger in der Hauptstadt zu haben, gründete Gusti 1936 das Freilichtmuseum. Anfangs war es jedoch nicht als „totes“ Museum gedacht, Gusti wollte ein lebendes Museum in dem die Bewohner der Häuser ihren authentischen landwirtschaftlichen Tätigkeiten nachgingen. Einige Jahre erfüllte sich dieses Ideal auch, bis die Gebäude in den 40er Jahren mit Kriegsflüchtlingen gefüllt wurden und das Gemeinschaftsleben im Museumsdorf aufhörte.

Wir betreten ein Gehöft aus der Region Maramureş, im Norden Rumäniens, das 1936 abgebaut und nach Bukarest gebracht wurde. Neben dem großen Wohnhaus stehen eine Scheune, ein Stall und ein spezieller Heuspeicher, dessen Dach nach oben und unten verschoben werden kann. Dorondel erklärt uns, dass die Größe der Häuser den Wohlstand der Menschen in dieser Region zeige. Die hohen, spitzen Dächer gehen auf die schneereichen Winter in Maramureş zurück. Diese Region liegt im Norden von Siebenbürgen und gehört erst seit Ende des Ersten Weltkriegs zum rumänischen Staat. Eines der Ziele des Museumsgründers war es, eine Repräsentation der ländlichen Kultur des vereinten Rumäniens zu schaffen und so einen Anspruch auf die erst kürzlich erworbenen Gebiete zu rechtfertigen.

Es gibt daher viele verschiedene Bauernhäuser, wie das Gehöft aus Maramureş, die die Eigenheiten ihrer Region widerspiegeln. Einige Gebäude sind ganz aus Holz errichtet, andere haben traditionelle Lehmwände. Bei einer Hütte aus dem Süden des Landes ist nur das Dach zu sehen, der Rest des Gebäudes ist in die Erde eingegraben. Dorondel erklärt uns, dass diese Häuser speziell erfunden wurden, um ihre Bewohner vor gelegentlichen osmanischen Raubzügen zu verstecken.

Die Gestaltung einer ganz in Blau angestrichenen Hütte erkennen wir wieder: Es ist ein traditionelles Lipowaner-Haus aus dem Donau-Delta. In der Nähe entdecken wir sogar eine alte Windmühle die aus Sarichoi stammt. An dieser Station erzählt uns Dorondel auch von einer Eigenschaft der Lipowaner, die uns diese verschwiegen hatten: Ihrer außergewöhnlichen Trinkfestigkeit. Angeblich seien selbst lipowanische Frauen im Trinken unschlagbar.

Zu den Besonderheiten des Freilichtmuseums gehört außerdem eine Art Riesenrad aus Holz aus Vaslui im Osten Rumäniens, das einstmals zur Belustigung der Jugend auf Jahrmärkten verwendet wurde.

Nachdem wir uns im Souvenirladen des Museum noch mit Andenken und Postkarten eingedeckt haben, geht es mit dem Bus zurück ins Zentrum. Die wenigen Stunden vor dem Rückflug verbringen wir in kleinen Gruppen. Einige erkunden das historische Stadtzentrum zusammen mit Livia. Andere versuchen das Nationalgeschichtsmuseum zu besuchen. Hier stellen sie jedoch fest, dass die Abteilung zum 20. Jahrhundert bereits seit mehr als 10 Jahren geschlossen ist. Anscheinend kann man sich dort nicht auf eine allgemein akzeptierte Darstellung der Geschichte einigen.

Viele der Gruppen finden sich jedoch irgendwann im Restaurant „Carcu´ cu bere“ wieder, um das seit Ende des 19. Jahrhunderts in der eigenen Brauerei hergestellte Bier zu kosten und vor dem Flug noch ein letztes Mal traditionell rumänisch zu essen.

Am späten Nachmittag geht es dann auch schon mit dem Bus zurück zum Flughafen und einige Stunden später haben wir wieder bayerischen Boden unter den Füßen. Für die Regensburger Studenten geht es mit dem Shuttlebus, für die Münchner mit der S-Bahn, nach einer interessanten und schönen Woche wieder nach Hause.